

Kai Reinhart

»Wir wollten einfach unser Ding machen«

DDR-Sportler zwischen
Fremdbestimmung und
Selbstverwirklichung

»Wir wollten einfach unser Ding machen«

Campus Forschung
Band 945

Kai Reinhart, Dr. phil., ist Akademischer Rat am Institut für Sportwissenschaft der Universität Münster.

© Campus Verlag GmbH

Kai Reinhart

»Wir wollten einfach unser Ding machen«

DDR-Sportler zwischen Fremdbestimmung
und Selbstverwirklichung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-39186-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2010 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Für Christiane

Inhalt

Vorwort.....	11
1. Einleitung.....	13
1.1 Ziel, Methodik und Aufbau der Arbeit.....	13
1.2 Grundzüge der DDR-Forschung.....	16
1.3 Foucaults Analyse der modernen (sozialistischen) Herrschaft.....	24
1.4 Grundzüge der Erforschung des DDR-Sports nach der Wende.....	32
2. Theorie und Geschichte der Leibesübungen im Lichte Foucaults.....	42
2.1 Zur Theorie der Leibesübungen.....	42
2.2 Die Geschichte der Körpererziehung in der Bio-Macht.....	44
2.3 Zwischenbilanz.....	48
3. Körperkultur und Sport (KKS) in der DDR.....	51
3.1 Die Ideologie.....	54
3.2 Der Nachwuchsleistungssport (NWLS).....	61
3.3 Das Sportabzeichen (BAV-Komplex).....	80
4. Erstes Resümee: Sport als soziale Praxis der sozialistischen Herrschaft.....	87
4.1 Ideologie.....	87
4.2 Leistungssport.....	91
4.3 Massensport.....	98
4.4 Sport-Wissenschaft.....	104
4.5 Informeller Sport.....	106

5.	Theorie und Geschichte des Subjekts im Lichte Foucaults	110
5.1	Die Theorie des Subjekts	110
5.2	Die Geschichte des Subjekts in der Antike	113
5.3	Moderne Leibesübungen als Technologie des Selbst.....	117
5.4	Zwischenbilanz.....	119
6.	Oral History.....	121
6.1	Oral History in der DDR-Forschung.....	122
6.2	Theoretische und methodologische Probleme	123
6.3	Zwischenbilanz.....	130
7.	Das Sächsische Bergsteigen	132
7.1	Historischer Hintergrund.....	133
7.2	Quellen- und Forschungslage.....	138
7.3	Organisatorische Weichenstellung.....	147
7.4	Die Kletterklubs	153
7.5	Die einheitliche Sportklassifizierung	160
7.6	Die Entwicklung der Kletterkunst.....	169
7.7	Zwischenbilanz.....	182
8.	Skateboarden in der DDR.....	191
8.1	Historischer Hintergrund.....	192
8.2	Quellen- und Forschungslage.....	201
8.3	Anfänge	205
8.4	Organisation	215
8.5	Ausrüstung.....	224
8.6	Stilkultur	235
8.7	Wettkämpfe	248
8.8	Zwischenbilanz.....	255

9. Theorie und Geschichte des Widerstandes im Lichte Foucaults	266
9.1 Die Theorie des Widerstandes	267
9.2 Die Geschichte des Widerstandes seit den sechziger Jahren	269
9.3 Zwischenbilanz.....	273
10. Das Verhältnis der Bergsteiger und Skateboarder zu Staat und Partei.....	275
10.1 Quellen- und Forschungslage.....	275
10.2 Die Bergsteiger	276
10.3 Die Skateboarder.....	309
11. Zweites Resümee: Informeller Sport als soziale Praxis des Widerstandes	321
11.1 Die Kunst, »sein eigenes Ding zu machen«.....	321
11.2 Pioniere des Umbruchs	325
12. Kritische Anmerkungen zur Foucaultschen Theorie	329
12.1 Vorzüge	329
12.2 Nachteile	331
12.3 Die marxistische Tradition	336
13. Ausblick	339
13.1 Parkour – Eine neue Bewegungskunst.....	339
13.2 Risiko in der Sicherheitsgesellschaft.....	341
13.3 Sport und das Ethos der Grenzhaltung	343
Verzeichnis der Interviewpartner	347
Sächsisches Bergsteigen	347
Skateboarden	349

Medienverzeichnis.....	352
Literatur.....	352
Gipfelbücher.....	394
Filme.....	395
Musik.....	396
Abkürzungsverzeichnis.....	397
Anhang.....	401
Dok. 1: Offener Beschwerdebrief sächsischer Bergsteiger an Walter Ulbricht (13.2.1960).....	403
Abschrift von Dok. 1.....	410
Dok. 2: Einladung des <i>American Alpine Club</i> (AAC) für Bernd Arnold (29.1.1981).....	417
Dok. 3: Schreiben von DWBO-Vizepräsident Leder an DTSB-Präsident Ewald (6.1.1987).....	419
Abschrift von Dok. 3.....	421
Dok. 4: Mitteilung von DWBO-Generalsekretär Grallert an DWBO-Vizepräsident Leder (2.3.1987).....	423
Dok. 5: Schreiben von DTSB-Vizepräsident Geilsdorf an DWBO-Vizepräsident Leder (19.9.1985).....	424

Vorwort

Ich möchte mich ganz herzlich bei meinen Kollegen, meinen Freunden und meiner Familie bedanken, die mir bei dieser Arbeit über Jahre mit Rat und Tat zur Seite standen, vor allem bei Prof. Dr. Annette R. Hofmann, Bernd Veltmann, Dr. Claudia Eilers, Clemens Hilsmann, Daniela Kahls, Eva, Herta und Karl-Theo Reinhart sowie Silvan Thelen. Ganz besonders hervorheben möchte ich Christiane Holler, die mich durch alle Höhen und Tiefen begleitet hat. Ohne die konstruktive Mitarbeit zahlreicher Zeitzeugen hätte die Arbeit in dieser Form ebenfalls nicht zustande kommen können.

Eine unverzichtbare Stütze war während zweier Jahre die freundliche finanzielle Förderung durch das Cusanuswerk. Dem Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB), insbesondere Herrn Siegel, bin ich ebenfalls für seine ideelle Unterstützung sowie die Finanzierung des Drucks zu besonderem Dank verpflichtet.

Nicht zuletzt gilt mein Dank auch meinen beiden Betreuern und Gutachtern, Prof. Dr. Michael Krüger und Prof. Dr. Frank Becker, die diese Arbeit durch ihre Fürsprache und dauerhafte Unterstützung überhaupt erst ermöglichten. Die Arbeit hat der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster im Jahre 2007 vorgelegen und wurde als Dissertation angenommen.

1. Einleitung

»Großes Rätsel DDR«, so kommentierte *Die Zeit* eine Ausstellung zu *Parteidiktatur und Alltag in der DDR* (vgl. Falkenberg, 2007), die das Deutsche Historische Museum in Berlin (DHM) von März bis Juli 2007 zeigte. Der Wille des Regimes zur totalen Standardisierung des Lebens steche dort ins Auge, doch von den kleinen, vielgestaltigen Untergründen, die es in der DDR gegeben habe, erfahre der Besucher nichts. Woher die Energien kamen, die das System in der friedlichen Revolution stürzten, bleibe unerfindlich (vgl. Schmidt, 2007, S. 44). Ein differenziertes Bild von der DDR lässt sich nicht dadurch gewinnen, dass mit dem Blick der politischen Geschichtsschreibung auf den gesellschaftlichen Alltag geschaut wird. Dazu müssen vielmehr neue theoretische Impulse aufgenommen werden, die mit etablierten Paradigmen brechen und auf diese Weise bislang nicht beachtete Bereiche des Lebens in der DDR erschließen.

1.1 Ziel, Methodik und Aufbau der Arbeit

Mit diesem Buch soll ein solcher Beitrag zur theoretischen Reflexion und zur empirischen Erforschung der DDR-Geschichte geleistet werden. Dabei werden weder die Theorie noch die Empirie als ein bloßes Mittel zum Zweck angesehen. Vielmehr haben beide ihren eigenen Stellenwert. Die theoretische Reflexion stellt den Versuch dar, auf Basis der Schriften des französischen Philosophen Michel Foucault (1926–1984) eine neue Sichtweise der Herrschaft in der DDR zu entwickeln. Über den Kontext der DDR-Forschung hinaus soll dabei außerdem ein neues Verständnis für die Geschichte von Körper, Bewegung, Spiel und Sport begründet werden. Da das Werk Foucaults vielschichtig ist und sich sein Fokus im Laufe seiner über dreißigjährigen Entwicklung mehrfach verschob, erfordert seine Ver-

wendung eine kritische Aneignung und philosophische Reflexion. Die französischen Sporthistoriker Jean-François Loudcher, Christian Vivier und Michel Herr betonen mit Bezug auf Foucault, dass die »difficulté d'utiliser la démarche de l'auteur dans les recherches de STAPS provient, sans nul doute, de cette réflexion philosophique« (Loudcher, Vivier & Herr, 1995). Der Analyse des Foucaultschen Werks im Hinblick auf die DDR und den Sport wird wegen dieser Schwierigkeit viel Platz eingeräumt. Dabei geht es nicht einfach darum, zentrale Ideen zusammenzufassen, »mais plutôt de les faire travailler de manière spécifique« (Loudcher, Vivier & Herr, 1995).

In den empirischen Studien liegt der Schwerpunkt, einem Desiderat der DDR-Sport-Forschung entsprechend (vgl. Teichler 2003a, S. 292; Peiffer & Fink, 2003, S. 90), auf der historiografischen Beschreibung weitgehend unbekannter Sporttrends in verschiedenen regionalen und lokalen Szenen. Dabei stehen nicht die staatlichen Strukturen und Funktionäre¹ im Zentrum, sondern die Erlebnisse und Erfahrungen der Sportler, weshalb sich die Untersuchungen vor allem auf die Methode der Oral History stützen. Insgesamt wurden 40 Zeitzeugen interviewt und zahlreiche ergänzende Gespräche mit weiteren Experten und Insidern geführt. Eine weitere, besonders hervorzuhebende Quelle dieses Buches, die ebenfalls Einblicke in das subjektive Erleben eröffnet, sind die Gipfelbücher der Sächsischen Schweiz, die beim Sächsischen Bergsteigerbund (SBB) archiviert sind. Aufgrund der umfangreichen empirischen Arbeit mit diesen und weiteren Quellen, die bislang kaum beachtet wurden, sollte die Beschreibung auch unabhängig von dem hier gewählten theoretischen Bezugsrahmen von wissenschaftlichem Wert sein und für weitere Interpretationen offen stehen. Dabei ist freilich zu bedenken, dass die theoretische Perspektive die Beschreibung mitbestimmt hat – und umgekehrt –, sodass eine klare Trennung von Empirie und Theorie nicht möglich ist (vgl. Gadamer, 1990 [1960], S. 402). Dies soll auch im Aufbau der Untersuchung zum Ausdruck kommen.

Trotz ihres jeweiligen Eigenwerts wurde versucht, den theoretischen und den empirischen Teil nicht unverbunden nebeneinander zu stellen, sondern sie im Gegenteil Schritt für Schritt auseinander hervorgehen zu lassen. Es wird weder induktiv von der Empirie zur Theorie noch deduktiv

¹ Zur sprachlichen Vereinfachung wird in dieser Arbeit nur das männliche grammatikalische Geschlecht gebraucht. Funktionärinnen, Sportlerinnen etc. sind darin eingeschlossen.

von der Theorie zur Empirie geschritten. Die Methode der Untersuchung ließe sich mit den Zeichentheoretikern Charles S. Peirce und Umberto Eco als Abduktion begreifen, bei der auf der Basis des Vorwissens eine Theorie aufgestellt, anschließend empirisch überprüft, gegebenenfalls modifiziert und erneut überprüft wird (vgl. Eco, 1990, S. 207ff.). Dieses Vorgehen entspricht der Logik der Geisteswissenschaften in der Tradition Wilhelm Diltheys, wie Eco (1987, S. 45) feststellte: »Ich schäme mich nicht, daß ich auf diese Weise den alten und immer noch gültigen hermeneutischen Zirkel definiere.« So wie der Semiotiker Eco (1987) eine »interpretative Kooperation« zwischen Leser und Text wirken sah, so sprach der Hermeneutiker Hans-Georg Gadamer von der Wiederherstellung ursprünglicher Sinnkommunikation zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Das Überlieferte werde aus der Entfremdung in die lebendige Gegenwart des Gesprächs zurückgeholt (vgl. Gadamer, 1990 [1960]², S. 374). In diesem Sinne sollen hier Empirie und Theorie miteinander »ins Gespräch gebracht« werden. Aus dem hermeneutischen Verständnis geisteswissenschaftlicher Arbeit folgt, dass sich sowohl die Theorie als auch die Empirie im Forschungsprozess verändern und dass eine immer differenziertere, aber keine abschließende Erkenntnis möglich ist.

Die innere Logik des Buches kommt in seinem äußeren Aufbau zum Ausdruck, der nicht einer konventionellen Gliederung in Einleitung, Hauptteil und Schluss entspricht, sondern einen hermeneutischen Zirkel beschreibt, verstanden »als das Ineinanderspiel der Bewegung der Überlieferung und der Bewegung des Interpreten« (Gadamer, 1990 [1960], S. 298). Die theoretische Perspektive und der empirische Gegenstand entfalten sich also erst im Laufe der Studie. Auf einen theoretischen Abschnitt, in dem eine reflektierte Frage formuliert wird, folgt ein empirischer Teil, in dem nach quellengestützten Antworten gesucht wird. Darauf aufbauend werden neue Fragen gestellt, die wiederum zu einer Überprüfung führen. Das Buch kommt nicht zu einem Endergebnis, sondern zieht verschiedene Zwischenbilanzen und Resümees, die zu einem Teil des weiteren Verstehensprozesses werden und in eine kritische Reflexion des gewählten Ansatzes sowie einen Ausblick auf aktuelle Entwicklungen in Sport und Gesellschaft münden.

² In eckigen Klammern wird das Erscheinungsjahr der ersten Auflage des Originals angegeben, wenn dies bereits relativ weit zurück liegt bzw. für das Verständnis von Bedeutung ist.

Zum Abschluss dieser Vorüberlegungen ließe sich die Frage stellen, ob sich die philosophische Hermeneutik Gadamers und der Poststrukturalismus Foucaults zu einem kohärenten Forschungsdesign verbinden lassen. Es sei davon auszugehen, so der kanadische Hermeneutiker Jean Grondin, »daß Gadamer von Foucaults objektivierendem Blick ebenso abgestoßen worden wäre wie Foucault von Gadamers Humanismus« (Grondin, 2000, S. 156). Aus einer größeren philosophiegeschichtlichen Distanz werden allerdings die gemeinsamen Wurzeln beider Denker, die bei Hegel, Nietzsche und Heidegger liegen, deutlich (vgl. Frank, 1984, S. 181; vgl. auch Grondin, 1991, S. 11f.). So kann es eigentlich nicht überraschen, dass es zwischen Gadamer und Foucault verblüffende Ähnlichkeiten gibt, so zum Beispiel hinsichtlich ihrer Vorstellungen von der Wirkungsgeschichte bzw. Episteme-Konzeption und ihrer Einsicht in die tragende Bedeutung der Sprache sowie die Begrenztheit des menschlichen Bewusstseins (vgl. Frank, 1984, S. 181f.; Grondin, 2000, S. 156;). Bei aller Unterschiedlichkeit von Gadamer und Foucault, die sich mit Martin Gessmann (2004) als Herkunft und Tradition betonender »Beruhiger« und als Einmaligkeit und Schicksalhaftigkeit hervorhebender »Verführer«³ begreifen lassen, ist auf dieser gemeinsamen Basis durchaus das Potenzial für eine fruchtbare Verbindung gegeben, das der Soziologe Andreas Vasilache (2003) in seiner Studie zum interkulturellen Verstehen auslotete (vgl. auch Kögler, 1992).

1.2 Grundzüge der DDR-Forschung

Bei der Erforschung einer weit zurückliegenden Vergangenheit kann aus der zeitlichen Distanz auch die langfristige Fortwirkung eines Ereignisses, einer Politik, einer Gesellschaft und einer Kultur beobachtet werden. Dies erleichtert dem Historiker die Auswahl der Fragen, die Einordnung der Quellen und die Definition der Begriffe. Schon Gustav Droysen (1960a [1857], S. 91) betonte diesen heuristischen Vorteil: »Es ist das Recht der historischen Betrachtung, die Tatsachen in dem Lichte der Bedeutsamkeit, die sie durch ihre Wirkungen gewonnen haben, aufzufassen.« Je ungewisser der Ausgang einer Geschichte ist, desto offener sind die Fragen der Wissenschaft und desto entscheidender für die Darstellung ist die »Konstituti-

³ Gessmann bezieht sich mit dieser Charakterisierung auf Derrida, aber sie lässt sich ebenso auf Foucault übertragen.

onsleistung des Forschers« (Hardtwig, 1991, S. 23), der die Quellen unter Beachtung ihres »Vetorechts« (Koselleck, 2003 [1979], S. 206) in einen Zusammenhang stellt. Daher ist das Interesse des Forschers insbesondere in der Zeitgeschichte von konstitutiver Bedeutung für die historische Analyse. Wegen ihrer Offenheit weckt die bisherige Untersuchung der DDR-Geschichte schnell den Eindruck einer »diffusen Forschungslandschaft« (Balbier & Rösch, 2006b, S. 16). Um diese zu verstehen, muss von den theoretischen Grundlagen ausgegangen werden, welche die Fragen der Forscher beeinflussen.

1.2.1 DDR-Forschung vor der Wende⁴

Im Gegensatz zur pluralistischen Forschung in der Bundesrepublik wurde die Forschung in der DDR stets von der Staatsdoktrin des Marxismus-Leninismus bestimmt. Den Autorenkollektiven der DDR-Forschung ging es häufig weniger um Forschung als um Bewusstseinsbildung und Erziehung, wie Erich Honecker auf dem X. Parteitag der SED (1981) erklärte: »Von großer Bedeutung für die Festigung des sozialistischen Bewusstseins der Werktätigen sind Arbeiten zur weiteren Vervollkommnung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes, vor allem zur Geschichte der DDR und unserer revolutionären Kampfpartei« (Protokoll, 1981, Bd. 1, S. 100). Theoretische Grundlage der Geschichtswissenschaft in der DDR war der historische Materialismus, ein Teilgebiet des Marxismus-Leninismus. Die tatsächliche Forschungspraxis stützte sich aber weniger auf eine materialistische Analyse von Politik, Wirtschaft und sozialen Strukturen als auf ideologische Konzeptionen, die von der SED als »Rad der Geschichte« vorgegeben wurden (vgl. z. B. Kleines Politisches Wörterbuch, 1986, S. 176–179). Angesichts der politischen Instrumentalisierung der DDR-

⁴ Die Termini »Wende« und »friedliche Revolution« haben sich beide in der Geschichtsschreibung etabliert und werden in der vorliegenden Arbeit synonym verwandt. Sie stellen beide einen Interpretationsrahmen dar, in den sich die hier verfolgte Argumentation einordnen lässt. Für eine hermeneutische Betrachtungsweise gilt es grundsätzlich, den provisorischen, historisch relativen Charakter solcher Termini zu beachten: »Daß Wirkungsgeschichte je vollendet gewusst werde, ist eine ebenso hybride Behauptung wie Hegels Anspruch auf absolutes Wissen, in dem die Geschichte zur vollendeten Selbstdurchsichtigkeit gekommen und daher auf den Standpunkt des Begriffs erhoben sei« (Gadamer, 1990 [1960], S. 306).

Geschichtswissenschaft erscheint ihre weitere Erörterung im Rahmen dieser Untersuchung sinnlos (vgl. Fulbrook, 2003, S. 366).

Die Forschung in der Bundesrepublik war vielstimmiger als in der DDR, doch es lassen sich zwei grundlegende Ansätze unterscheiden, die der politischen Entwicklung entsprechend aufeinander folgten. In den fünfziger und sechziger Jahren wurden Politik und Gesellschaft vom Kalten Krieg der beiden Supermächte USA und Sowjetunion geprägt. Die zeitgeschichtliche Wahrnehmung dieser Jahrzehnte wurde stark vom Konzept des Totalitarismus beeinflusst. Der Politologe Franz Leopold Neumann stellte zwar schon 1957 fest, dass es keine geschlossene Theorie des Totalitarismus gebe (vgl. auch Stammer, 1968 [1961], S. 432), aber bei allen Unterschieden der einzelnen Totalitarismustheorien können grundsätzlich solche Systeme als totalitär gelten, »die den Bürger durch eine Ideologie zu formen, durch Kontrolle und Zwang zu erfassen versuchen und gleichzeitig mobilisieren wollen« (Jesse, 1999, S. 12).

Für die DDR-Forschung hatten die Totalitarismustheorien den Vorteil, klare Kategorien für die empirische Analyse des politischen Systems zu bieten. Sie konzentrierte sich entsprechend der politischen und theoretischen Rahmenbedingungen vor allem auf das politische System und den Herrschaftsapparat der SED. Der gesamtdeutsche Aspekt und die Abhängigkeit der DDR von der Sowjetunion spielte im Gegensatz zu späteren Arbeiten eine große Rolle (vgl. Fulbrook 2003, S. 367). Neben der deskriptiven Seite machte sich aber auch die normative Seite des Totalitarismusbegriffs bemerkbar. Der als totalitär charakterisierte Staat wurde moralisch abgewertet und gleichzeitig die westliche, liberale Demokratie als implizites Gegenbild aufgewertet (vgl. Nolte, 1968, S. 67; Jesse, 1999, S. 9).

Mit der internationalen Entspannungspolitik wandelte sich auch die DDR-Forschung. Im Laufe der sechziger und siebziger Jahre entwickelte sich ein neuer »systemimmanenter« Forschungsansatz (vgl. Stammer, 1968 [1961], S. 417), der versuchte, den Systemvergleich so durchzuführen, »daß die Leistung verschiedener Institutionen und Funktionen für die Erhaltung und Fortentwicklung der jeweiligen Systeme – in Kapitalismus und Sozialismus – in ihrer je historischen Besonderheit analysierbar wird« (von Beyme, 1975, S. 15). Im Rahmen dieses Ansatzes gelangte der Politologe Christian Peter Ludz zu dem Schluss, dass aus der totalitären Herrschaft in der DDR ein »konsultativer Autoritarismus« geworden sei (vgl. Ludz, 1968, S. 324).

Durch den Perspektivenwechsel wurden von der DDR-Forschung neben dem Staat und seinem Machtapparat nun auch gesellschaftliche und kulturelle Themen in den Blick genommen. Es entstanden Arbeiten zum Nationalbewusstsein, zu Frau und Familie, zur Klassenstruktur, Literatur, Kirche und Jugend (vgl. Fulbrook, 2003, S. 368f.), die teilweise ein harmonisierendes Bild der »anderen Republik« zeichneten, das die Errungenschaften der DDR hervorhob (vgl. z. B. Gläßner, 1989, S. 15). Das nahe Ende der DDR sahen weder die immanenten Forschungen voraus, die keine gravierenden Systemdefekte erkannten, noch die weiterhin entstehenden totalitarismustheoretischen Arbeiten, die einen Systemwechsel in dem diktatorischen Regime für undenkbar hielten (vgl. Jesse, 1994, S. 12). Trotzdem herrscht heute bis auf Ausnahmen (vgl. Schroeder, 1998, S. XV) ein weitgehender Konsens darüber, dass die Forschung über alle Lager hinweg trotz der schwierigen Quellenlage ein gesichertes Orientierungswissen über die DDR erarbeitete, an das nach der Wende angeknüpft werden konnte (vgl. Henke, 2003, S. 371).

1.2.2 DDR-Forschung nach der Wende

Auch nach der Wende verharren viele Forscher aus der alten Wissenschafts- und Funktionärselite in ihrer Ideologie und schrieben die angebliche Erfolgsgeschichte der DDR fort. Diese Arbeiten sind daher größtenteils eher als Quellen oder als Gegenstand denn als Teil der Wissenschaft von Interesse (vgl. Berger, 2002).

Die wissenschaftliche Diskussion um die Charakterisierung der DDR gewann nach der Wende wieder an Schärfe, wobei politische Überzeugungen, persönliche Betroffenheit, moralische Wertungen und wissenschaftliche Analyse eng beieinander lagen. Während der theoretische Bezugsrahmen weiterhin sehr umstritten war, hatte sich das Problem der schmalen Quellenbasis aufgelöst. Bereits die erste frei gewählte Volkskammer der DDR hatte am 24.8.1990 das Stasi-Unterlagen-Gesetz (StUG) auf den Weg gebracht. Das Aufklärungsbedürfnis der ostdeutschen Bürgerbewegung und die westdeutsche Tradition der Auseinandersetzung mit einer diktatorischen Vergangenheit führten zu einer beispiellosen Öffnung der Archive, ohne die sonst übliche dreißigjährige Sperrfrist. Die wissenschaftliche und politische Aufarbeitung der nun abgeschlossenen DDR-Geschichte führte zu einer Flut von Publikationen (vgl. Heimann, 1994; AHF, 1994, S. 450; Weber, 2000, S. 2).

Die immanente Betrachtungsweise, welche die DDR als stabilen Staat beschrieben hatte, in dessen »Nischen« (vgl. Gaus, 1983, S. 156ff.) es sich leben lasse, schien von der friedlichen Revolution widerlegt worden zu sein. Die Totalitarismustheorien erlebten eine Renaissance und ihre Vertreter übten scharfe Kritik an der immanenten Forschung (vgl. u. a. Hacker, 1992; Meyer, 1992; Jesse, 1992; Schroeder & Stadt, 1994a). Die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (1992–1994) konzentrierte sich auf den Machtapparat, den Widerstand und die Deutschlandpolitik der DDR. In ihrem Entschließungsantrag, dem der Deutsche Bundestag am 17.6.1994 mit großer Mehrheit zustimmte, stellte sie fest, dass der »SED-Staat« trotz aller Wandlungen in seiner Substanz ein »totalitäres System« gewesen sei (vgl. Bericht der Enquete-Kommission, 1995, S. 781). Auch der Berliner Historiker Klaus Schröder kommt in seiner inzwischen zum Standardwerk der totalitarismustheoretischen DDR-Forschung avancierten Gesamtdarstellung zu dem Schluss, dass sich die DDR als »(spät-)totalitärer Versorgungs- und Überwachungsstaat« begreifen lasse (vgl. Schroeder, 1998, S. XVI). Wie es im programmatischen Titel des Bandes – *Der SED-Staat* – bereits zum Ausdruck kommt, ist die Partei in dieser Darstellung der einzige Akteur, während der Gesellschaft kaum eigene Dynamik zugeschrieben wird. Die Soziologin Sigrid Meuschel hatte bereits 1992 die einflussreiche These vom »Prozeß des Absterbens der Gesellschaft« (Meuschel, 1992, S. 10) im Totalitarismus formuliert. Im Gegensatz zu anderen kommunistischen Staaten Osteuropas, in denen es immer wieder Unruhen oder Reformversuche gegeben habe, sei es dem Regime in der DDR gelungen, die Gesellschaft vollständig zu beherrschen (vgl. auch Meuschel, 1993a; Kocka, 1994, S. 550).

Solche Analysen konnten die Erfahrungen vieler DDR-Bürger, die ihr Leben nicht als bloße Unterwerfung unter die SED-Herrschaft empfanden, jedoch nicht erfassen. Dem Unbehagen der Zeitzeugen verlieh der ostdeutsche Soziologe Wolfgang Engler (2005 [1999]) mit seiner *Kunde über ein verlorenes Land* einen treffenden Ausdruck (vgl. auch Merkel, 1994, S. 378). Auch die »Ostalgie«-Welle, die den Osten ab Mitte der neunziger Jahre erfasste, legte offen, dass das Leben in der DDR für viele ihrer Bürger mehr bedeutete als die totalitarismustheoretische Forschung bislang erfasst hatte.

Dies bestätigte sich auch im Verlauf der Arbeit der zweiten Enquete-Kommission »Zur Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß

der deutschen Einheit« (1995–1999). Nachdem sich die erste Kommission hauptsächlich mit der Herrschaftsstruktur beschäftigt hatte, stand nun die Frage nach den individuellen Lebensläufen und der »alltäglichen Diktatur« im Mittelpunkt. Im Ergebnis bestätigte sich zwar die Bezeichnung der DDR als SED-Diktatur, aber gleichzeitig wurde deutlich, dass sich die Erfahrungen der Zeitzeugen nicht auf einen bloßen Effekt der totalitären SED-Herrschaft reduzieren ließen. Es offenbarten sich die unterschiedlichsten Mischungen von Anpassung und Verweigerung, die ein individuell gestaltbares Leben in der DDR ermöglichten (vgl. Eppelmann, 2003, S. 404f.).

Der Sozialhistoriker Ralph Jessen stellte der totalitarismustheoretischen These von der »verstaatlichten Gesellschaft« die These vom »vergesellschafteten Staat« (Jessen, 1995, S. 109) an die Seite. Unter der Hochglanzoberfläche von Staat und Partei, die mit der Wirklichkeit nicht viel zu tun gehabt habe, seien Klientelismus, Korruption, Vetternwirtschaft und Willkür gewuchert, die mit einem idealtypischen, politischen Begriff wie dem des Totalitarismus nicht erfasst werden könnten (vgl. Jessen, 1995, S. 107). In dem Sammelband *Die Grenzen der Diktatur* (vgl. Bessel & Jessen, 1996a) konnten zahlreiche alltagsgeschichtliche Studien veröffentlicht werden, die den totalitären Grundzug der SED-Herrschaft bestätigten, gleichzeitig aber auch ihre vielfältigen, informellen Beschränkungen aufzeigten. Die Folge totalitärer Herrschaft sei nicht eine abgestorbene Gesellschaft gewesen, sondern ein Netz informeller Beziehungen, das die Macht des ständig überforderten Staates einerseits begrenzt, diesen andererseits aber auch aufgefangen habe (vgl. Bessel & Jessen, 1996b, S. 16).

Auch wenn die These von den *Grenzen der Diktatur* ein differenzierteres Verständnis für die tatsächliche Funktionsweise der Herrschaft in der DDR ermöglicht habe, so der Potsdamer Sozial- und Alltagshistoriker Thomas Lindenberger (1999b, S. 20), liege ihr letztlich doch noch ein traditionelles, idealtypisches Konzept von Herrschaft im Sinne Max Webers (1972 [1921], S. 28) zugrunde, das eine klare Grenze zwischen Herrschern und Beherrschten ziehe und die Zwischenräume bewusst ausblende. Dieses Herrschaftsverständnis erweiterte Lindenberger, indem er Herrschaft als »soziale Praxis« (Lindenberger, 1999b, S. 21; vgl. auch Lüdtke, 1991) verstand. »Macht wird hier in Anlehnung an die von Michel Foucault begründete Denktradition als ein soziales Kräftefeld begriffen, an dem alle, auch die Herrschaftsunterworfenen, nicht nur als Objekte, sondern auch als Akteure teilhaben« (Lindenberger, 1999b, S. 22f.). Diese Teilhabe an

der Herrschaft dürfe allerdings weder mit »Kollaboration« noch mit »Widerstand« verwechselt werden, die nur Extrempositionen des möglichen Umgangs mit der Macht darstellten.

Die potenzielle Mehrdeutigkeit von Handlungen und Haltungen sei am besten im Begriff des »Eigen-Sinns« zu erfassen (vgl. Lindenberger, 1999b, S. 23; vgl. auch Lüdtkke, 1993). Fragen nach dem Eigen-Sinn zielen auf die alltägliche Aneignung und Deutung von Herrschaftsstrukturen durch die Mehrheit der Individuen. Eigen-Sinn erzeuge, so Lindenberger, eine schwer zu kontrollierende, gesellschaftliche Dynamik, die zur Unterstützung der Herrschaft ebenso wie zu ihrer Aushöhlung, zur Eliten- ebenso wie zur Nischenbildung führen könne. Der neue Ansatz öffne daher die Forschung für die Vielfalt des gesellschaftlichen Lebens unter den Rahmenbedingungen der Diktatur. Gerade bei der Untersuchung einer entdifferenzierten Gesellschaft müsse der Blick für die kleinen, aber umso bedeutsameren Unterschiede geschärft werden (vgl. Lindenberger, 1999b, S. 24ff.).

Im Ergebnis mehrerer Detailstudien von verschiedenen Wissenschaftlern (vgl. Lindenberger, 1999a) relativiert Lindenberger den Befund von den *Grenzen der Diktatur* (Bessel & Jessen, 1996a) und stellt ihm die These von der *Diktatur der Grenzen* (Lindenberger, 1999b, S. 13, S. 31) entgegen. Die Diktatur habe ihre Macht nicht geteilt – bis auf die unterste Ebene. »Der soziale Nahbereich, *und nur dieser*, hielt Chancen der Partizipation und Macht für viele Beteiligte bereit« (Lindenberger, 1999b, S. 31 [Hervorhebung im Original]). Hier habe es Möglichkeiten und Notwendigkeiten gegeben, nicht alles den hauptamtlichen Genossen zu überlassen. Der tragische Erfolg der SED habe darin bestanden, die Bürger auf dieser Ebene zu aktivieren und an sich zu binden, was Stefan Wolle (1999, S. 111) auch als »Aktivitätsfalle« bezeichnete (vgl. auch Maier, 1994, S. 622). Meuschels These von der Entdifferenzierung der Gesellschaft wurde also weitgehend bestätigt. Die Dynamik der Gesellschaft sei allerdings nicht abgestorben gewesen, sondern lediglich auf die individuelle Ebene begrenzt geblieben (vgl. Lindenberger, 1999b, S. 33). In den letzten Jahren der DDR sei die »Verinselung« (vgl. Lindenberger, 1999b, S. 36) der Gesellschaft brüchig geworden und die Diktatur nicht nur dem Versagen ihrer Repressionsorgane zum Opfer gefallen, sondern einer Gesellschaft im Aufbruch (vgl. Lindenberger, 1999b, S. 42).

1.2.3 Zwischenbilanz

Trotz der immensen Detailkenntnisse gibt es im Gesamtbild und in der Wertung der DDR bislang noch keinen Konsens. Ein Spannungsverhältnis bestehe nicht nur innerhalb der Forschungsgemeinschaft, sondern insbesondere zwischen den historischen Analysen und den Erinnerungen der Zeitzeugen, die allerdings ihrerseits sehr unterschiedlich seien, resümierte Bernd Faulenbach (2003, S. 1). Im nächsten Schritt müssten daher die vielfältigen Erfahrungsgeschichten mit den Erkenntnissen der Archivarbeit zu einem multiperspektivischen Bild der DDR-Geschichte verknüpft werden (vgl. Faulenbach, 2003, S. 22). Für eine solche Verknüpfung ist, wie bereits zu Beginn dieses Kapitels erläutert wurde, die Frage der Theorie von besonderer Bedeutung.

In der DDR-Forschung standen zunächst die politischen Herrschaftsmethoden im Mittelpunkt, dann wurden vermehrt die gesellschaftlichen Strukturen betrachtet und schließlich die vielen »kleinen« Akteure der Geschichte entdeckt. Die Vorstellung von einer Entdifferenzierung der Gesellschaft durch den Staat wurde von der Vorstellung einer Begrenzung der staatlichen Herrschaft durch die Gesellschaft relativiert. Die (totalitarismustheoretische) Betrachtung der politischen Herrschaft und die (immanente) Fokussierung auf die Entwicklungstendenzen einer industriellen Gesellschaft verschmolzen in diesem Prozess. Die Forschung hat sich dabei immer mehr der Theorie des französischen Philosophen Michel Foucault angenähert, der die wechselseitige Durchdringung von Subjekt, Gesellschaft und Staat betonte. Im Kern beruhten die unterschiedlichen Ansätze aber weiterhin auf klassischen Vorstellungen von der Macht, wie sie zum Beispiel von Max Weber (1972 [1921]) und Hannah Arendt (1986 [1951]) entwickelt wurden. Erst der Ansatz von Lindenberger führte ein grundlegend neues Machtverständnis in die DDR-Forschung ein. Er beruft sich explizit auf Foucault, allerdings ohne den Zusammenhang zwischen der Theorie des französischen Philosophen und seinem Forschungsansatz näher zu erläutern (vgl. Lindenberger, 1999b, S. 22f.).

Das Denken Foucaults hat also bereits Eingang in die DDR-Forschung gefunden, ohne aber systematisch reflektiert worden zu sein, was einem schleichenden Trend in der Geschichtswissenschaft entspricht (vgl. Martuschkat, 2002, S. 18). Eppelmann, Faulenbach und Mähler (2003, S. XXII) erhoffen sich insbesondere von der Übertragung sozial- und kulturgeschichtlicher Forschungsansätze – wozu Foucaults Theorie gezählt werden kann – auf die DDR-Geschichte neue Erkenntnisse. Foucault ist allerdings

kein unumstrittener Denker. In der Philosophie wird seine ontologische Überbewertung der Macht kritisiert, die Autonomie, Ethik und Wahrheit unmöglich mache (vgl. u. a. Habermas, 1985; Honneth, 1985). Von geschichtswissenschaftlicher Seite werden besonders Foucaults Darstellungen der Sexualität und der Lebenskunst der alten Griechen in Zweifel gezogen (vgl. u. a. Hadot, 1991; 1992; Detel, 1998). Angesichts dieser Kritik wurde die Anwendung der Foucaultschen Theorie in der französischen und angelsächsischen Historiografie kontrovers diskutiert (vgl. u. a. Perrot, 1980; Megill, 1987). In Deutschland hingegen fand bis in die frühen neunziger Jahre kaum eine Rezeption statt. Bei aller berechtigten Kritik zeichnet sich die Bedeutung der Foucaultschen Theorie für die Geschichtswissenschaft aber immer deutlicher ab. Der schweizer Historiker Philipp Sarasin (2002, S. 196) betonte, »daß man Foucaults Texte auch unabhängig davon lesen kann, ob seine historische Darstellung jeweils »richtig« oder »falsch« ist«, und der französische Mediävist Jacques Le Goff (1992, S. 196) rühmt ihre »herorragende Rolle für die Erneuerung der Geschichte«. Auch in der deutschen Historiografie werden inzwischen »Transformationen von Foucaultschen Diskurs-, Macht- und Subjekttheorien in »konkrete« quellenbasierte Geschichten« (Martschukat, 2002, S. 22) gefordert. Es gibt also gute Gründe zu prüfen, auf welche Weise das vielgestaltige Werk Foucaults für die DDR-Forschung fruchtbar gemacht werden kann. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang zunächst seine Machttheorie sowie seine Auseinandersetzung mit dem Sozialismus.

1.3 Foucaults Analyse der modernen (sozialistischen) Herrschaft

Foucaults Denken erschließt sich am besten vor dem Hintergrund der Philosophiegeschichte. Auch wenn Foucault sich stets gegen eine Festlegung sträubte, hat er sein Denken gegen Ende seines Lebens in die Tradition der Aufklärung gestellt. Dies mag überraschen, da er in vielen Arbeiten die »dunkle Kehrseite« (Foucault, 1976a [1975], S. 285) der Aufklärung ergründete, die er in einer verstärkten Disziplinierung des Menschen sah. Foucault unterschied aber zwischen zwei Traditionslinien der Aufklärung: »Man kann für eine kritische Philosophie optieren, die sich als eine analytische Philosophie der Wahrheit im Allgemeinen darstellen wird, oder aber

man kann für ein kritisches Denken optieren, das die Form einer Ontologie unserer selbst, einer Ontologie der Aktualität annehmen wird« (Foucault, 2005a [1984], S. 848). Beide Linien hätten ihren Ursprung bei Kant. Die Analyse der Wahrheit im Allgemeinen, die von Kants kritischen Arbeiten über Husserl, den Neukantianismus bis zu Apel und mit Einschränkungen bis Habermas reiche, suche nach den überhistorischen Fundamenten des Denkens und Sprechens. Durch solche Universalien werde die Freiheit des Menschen eingeschränkt, da sie bestimmte Vorstellungen über ein Wesen oder eine »Natur« des Menschen zementierten. Dieser »Humanismus« verfestige Menschenbilder, die er aus Religion, Wissenschaft oder Politik übernehme und auf die er letztlich selbst angewiesen sei.

Angestoßen von Kants Essays über die Aufklärung und die Revolution habe sich über Hegel, Nietzsche, Weber bis hin zur Frankfurter Schule die zweite Traditionslinie entwickelt, die nach den historischen Bedingungen des gegenwärtigen Seins frage und dadurch unterschiedliche Möglichkeiten des Menschseins eröffne. Dem universellen *a priori* Kants, das nur bestimmte Erfahrungen zulässt, steht ein »historisches *a priori*« (Schmid, 2000, S. 49 [Hervorhebung im Original]; vgl. auch Kögler, 1994, S. 38) Foucaults gegenüber, das die Bedingungen der Möglichkeit historisch relativiert: Die Möglichkeiten menschlichen Wissens und Erfahrens seien einem historischen Wandel unterworfen. Dies hat zur Folge, »dass die Kritik nicht mehr in der Suche nach formalen Strukturen von universalem Wert praktiziert wird, sondern als historische Untersuchung, welche die Ereignisse durchläuft, die uns veranlassen haben, uns als Subjekte dessen, was wir tun, denken und sagen, zu konstituieren und zu erkennen« (Foucault, 2005b [1984], S. 702). Aufgrund dieser radikalen historischen Relativierung des Menschen stellt Foucault für die Geschichtswissenschaft und historische Forschungen einen interessanten Ansatz dar.

1.3.1 Theorie und Geschichte der Macht

In den sechziger Jahren hatte sich Foucault in seiner »Archäologie« des Wissens (vgl. u. a. Foucault, 1981 [1969]; 1993 [1963]) um die Freilegung von unbewussten, scheinbar selbstverständlichen Sinnstrukturen bemüht, die sich in der Geschichte der westlichen Zivilisation gebildet hätten und deren Erkenntnismöglichkeiten bestimmten. Angeregt durch politische Ereignisse wie die Kulturrevolution in China, den Vietnamkrieg und den Pariser Mai wandte er sich ab Ende der sechziger Jahre der »Genealogie«

der Macht zu (vgl. Foucault, 1986a [1984], S. 12). Wie in der Archäologie untersuchte er auch in seiner Genealogie die Produktion von Wirklichkeit in der Geschichte, ohne sich auf ein Subjekt zu beziehen. Hatte Foucault in der Archäologie den Diskursen die Fähigkeit zugeschrieben, ihre Gegenstände selbst hervorzubringen, so wurde es in der Genealogie die Macht, die ein spezielles Wissen, die soziale Wirklichkeit und das Subjekt erschuf. Macht wurde also nicht als repressiv charakterisiert – im Gegenteil:

»Man muß aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur »ausschließen«, »unterdrücken«, »verdrängen«, »zensieren«, »abstrahieren«, »maskieren«, »verschleiern« würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion« (Foucault, 1976a [1975], S. 250).

Diese Produktivität der Macht, welche die traditionellen politischen Theorien kaum bedachten, und insbesondere die Produktion des Menschen wurde zum zentralen Thema Foucaults.

Da sich Foucault nicht mit der traditionellen Vorstellung zufrieden geben wollte, dass (moderne) Herrschaft auf der Basis von repressiven Kräften, wie z. B. Gewalt und Verbot, funktioniere, entwickelte er den Gedanken einer »Technologie der Macht« (Foucault, 2005e [1981], S. 225). Diese Verfahren hätten eine eigene Geschichte. Sie würden, wie industrielle Technologien, erfunden und ständig weiterentwickelt. »Die Analyse dieser Techniken ist erforderlich, weil sich mit ihrer Hilfe die Herrschaftszustände errichten und aufrechterhalten« (Foucault, 2005l [1984], S. 900). Sie seien nicht in erster Linie auf den Geist, sondern auf den Körper des Menschen ausgerichtet. »Wenn die Macht den Körper trifft, so nicht, weil sie zunächst im Bewusstsein der Leute verinnerlicht wurde« (Foucault, 2003a [1977], S. 302). Foucaults Genealogie stellt daher »eine Verbindung zwischen Leib und Geschichte her. Sie soll zeigen, dass der Leib von der Geschichte geprägt« wird (Foucault, 2002a [1971], S. 174).

In *Überwachen und Strafen* (Foucault, 1976a [1975]) beschrieb Foucault die Prägung des modernen Subjekts durch neue disziplinarische Machttechnologien, wie dem militärischen Exerzieren oder der schulischen Sitzordnung, die zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert entstanden seien. »Disziplin ist im Grunde der Machtmechanismus, über den wir den Gesellschaftskörper bis hin zum kleinsten Element, bis hin zu den sozialen Atomen, also den Individuen, zu kontrollieren vermögen. Es handelt sich um Techniken der Individualisierung von Macht« (Foucault, 2005e [1981],

S. 233). Diese Techniken hätten sehr geringe wirtschaftliche bzw. politische Kosten verursacht, die Individuen vollständig erfasst und die Leistungsfähigkeit der verschiedenen pädagogischen, medizinischen, industriellen oder militärischen Einrichtungen, in denen sie zum Einsatz kämen, gesteigert. Der moderne Mensch sei auf diese Weise gleichzeitig gefügsam und leistungsfähig gemacht worden, was dem Interesse des modernen Staates entsprach. Dieser »brauchte Machtmethoden, die geeignet waren, die Kräfte, die Fähigkeiten, das Leben im ganzen zu steigern, ohne deren Unterwerfung zu erschweren« (Foucault, 1977 [1976], S. 168). Am gedrillten neuzeitlichen Soldaten, der für Foucault exemplarischen Charakter hatte, aber ebenso am Fabrikarbeiter habe ein kalkulierter Zwang jedes Körperteil durchzogen, sich bis in die automatisierten Gesten fortgesetzt und ihn gehorsam sowie leistungsfähig gemacht (vgl. Foucault, 1976a [1975], S. 173).

In *Der Wille zum Wissen* (Foucault, 1977 [1976]) ergänzte Foucault die Disziplin um eine zweite Machttechnologie, die sich nicht auf den Einzelnen, sondern auf die gesamte Bevölkerung richte. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts hätten sich verschiedene Formen der »Regulierung« entwickelt, zum Beispiel die Gesundheitsfürsorge, die das Leben der Bevölkerung sicherer und produktiver gestaltete. So wie sich die Disziplinen auf den Körper des Einzelnen richteten, so sorgten die Regulierungen für den »Gesellschaftskörper«, der ebenfalls biologischen Prozessen unterliege: »Die Fortpflanzung, die Geburten- und die Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit mit allen ihren Variationsbedingungen wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen« (Foucault, 1977 [1976], S. 166). Die Techniken der Regulierung seien aber im Gegensatz zu den Techniken der Disziplin nicht in einzelnen Institutionen, wie der Schule oder dem Militär, angesiedelt, sondern würden durch den Staat organisiert (vgl. Foucault, 1999 [1975/1976], S. 289).

Die disziplinierenden und regulierenden Techniken bildeten zusammen eine neue Form der materialistischen »Bio-Macht« (vgl. Foucault, 1977 [1976], S. 166f.; 2005e [1981], S. 236), da sich beide Formen nicht mehr auf den Menschen als Rechtssubjekt, sondern als körperliche, biologische Lebensform konzentrierten. Sie seien eine unverzichtbare Voraussetzung für die Entwicklung des Kapitalismus, der Industrialisierung, der bürgerlichen Gesellschaft und des modernen Staates gewesen. Mit ihrer Hilfe sei es dem Staat gelungen, den Menschen als soziale und biologische Lebensform zu

regieren und die Bevölkerung wie eine biologische Produktionsmaschine zur Herstellung von Gütern, Diensten und neuen Individuen zu nutzen.

Ab Mitte der siebziger Jahre gelangte Foucault unter dem Eindruck persönlicher Erlebnisse mit der japanischen Zen-Praxis und der kalifornischen *Gay-Culture* erneut in eine suchende Phase, in der er sein Machtkonzept überarbeitete. In den beiden Vorlesungen *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung* (2004a [1977/1978]) und *Die Geburt der Bio-Politik* (2004b [1978/1979]) analysierte Foucault den Zusammenhang zwischen Subjekt, Macht und Staat. Dabei erweiterte er sein Verständnis von Macht um den Begriff der *gouvernementalité* bzw. der Regierungskunst. Diese bezieht Foucault aber nicht ausschließlich auf den Staat, sondern begreift sie allgemein als Verhaltensführung von Individuen und Gruppen. Der Begriff umfasst, »wie ein Regent seine Untertanen regiert, wie der Unternehmensführer sein Unternehmen regiert, wie ein Familienoberhaupt sein Haus regiert« (Foucault, 2005f [1983], S. 488). Foucault spricht daher nicht von der Macht im Singular, sondern von Mächten im Plural. Sie bildeten keine Einheit, sondern ein Nebeneinander, eine Verbindung und Hierarchie von Kräften. So entstehe ein Netz, mit dem die Gesellschaft durchwoben sei. Jedes Individuum und jede Institution sei in dieses Netz eingebettet, das die jeweiligen Denk- und Handlungsmöglichkeiten unbewusst strukturiere (vgl. Foucault, 2005c [1982], S. 289).

Auf diese Weise konnte Foucault den Graben zwischen der Mikro- und der Makro-Ebene überwinden. »Der Staat ist nichts anderes als der bewegliche Effekt eines Systems von mehreren Gouvernementsalitäten« (Foucault, 2004b [1978/1979], S. 115). Foucault sieht also in den vielfältigen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen die Basis des Staates: »Die Macht kommt von unten« (Foucault, 1977 [1976], S. 113). Eine Analyse der Macht dürfe sich daher nicht auf »politische« Handlungen und Institutionen beschränken. Im Laufe der Geschichte habe sich allerdings der Staat als wichtigster Bezugspunkt der vielfältigen Regierungskünste herausgebildet und sie in seinen Institutionen zentralisiert und ausgearbeitet. Seine Herrschaft habe dadurch eine hohe Stabilität erreichen können, aber sie behalte in ihrem Kern immer Widerspenstigkeiten und störrische Freiheiten.

1.3.2 Die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus

Foucault war von 1950 bis 1953 Mitglied der *Parti communiste français* (PCF) und blieb auch nach seinem Austritt aus der Partei lange Zeit linksradikalen Ideen treu. Als die kulturrevolutionäre Bewegung der späten sechziger und frühen siebziger Jahre versandete, geriet Foucault in eine intellektuelle Krise, die zu einer Abkehr vom Sozialismus führte: »wir müssen die bedeutende Tradition des Sozialismus grundlegend in Frage stellen, denn alles, was diese Tradition in der Geschichte hervorgebracht hat, ist zu verdammen« (Foucault, 2003j [1977], S. 514).

Der Sozialismus zeichnete sich für Foucault, ebenso wie der Faschismus, nicht durch eine eigene Regierungskunst aus (Foucault, 2004b [1978/1979], S. 134f.). Stattdessen habe er viele Machttechniken der kapitalistischen, bürgerlichen Gesellschaft übernommen. In der Sowjetunion hätte zwar die herrschende Klasse gewechselt, die Eigentumsverhältnisse und die Rolle des Staates bei der Überwachung der Produktion seien verändert worden, aber die Machttechniken der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts seien »en bloc« in das Sowjetregime eingegangen. Der Sozialismus

»funktionierte und funktioniert immer noch in Gouvernamentalitäten, die wohl mehr auf dem beruhen, was wir letztes Jahr, sie erinnern sich, Polizeistaat genannt haben, d. h. einen hyperadministrativen Staat, in dem zwischen der Gouvernamentalität und der Verwaltung gewissermaßen eine Verschmelzung, Kontinuität, eine Verfasstheit als massiver Block herrscht« (Foucault, 2004b [1978/1979], S. 135; vgl. auch Foucault, 1999 [1975/1976], S. 303; Foucault, 2003c [1976], S. 98).

Um den von der Partei besetzten, aber nicht zerbrochenen Staatsapparat am Laufen zu halten, seien die »Techniker« und »Spezialisten« der Bourgeoisie wieder eingesetzt worden. So hätten beispielsweise die Psychiatrien in der Sowjetunion immer mehr die Funktion von Gefängnissen übernommen. Gerade die politischen Oppositionellen seien zum Gegenstand therapeutischer Eingriffe geworden. Selbst die Lagersysteme Hitlers und Stalins stünden in der Tradition der Bestrafungstechnologie des 18. und 19. Jahrhunderts.⁵ »Die Sowjetunion straft nach der Methode der ›bourgeoisien«

5 Innerhalb von Faschismus und Sozialismus sah Foucault große Unterschiede. Die Herrschaften Stalins und mehr noch Hitlers stellten für ihn die Spitze der machttechnologischen Perversion dar. »Es gibt keinen disziplinäreren Staat als das Naziregime; auch keinen Staat, in dem die biologische Regulierung auf straffere und nachdrücklichere Weise wiederaufgenommen worden wäre« (Foucault, 1999 [1975/1976], S. 300).